

# Figuren und Figurierungen in der empirischen Kulturanalyse

## Methodologische Überlegungen am Beispiel der „Wiener Typen“ vom 18. bis zum 20. und des Berliner „Prolls“ im 21. Jahrhundert

Von Moritz Ege und Jens Wietschorke

### 1 Typen, Stereotypen und kulturelle Figuren

Vor einigen Jahren haben die Kulturosoziologen Stephan Moebius und Markus Schroer im Suhrkamp Verlag eine Essaysammlung über *Sozialfiguren der Gegenwart* publiziert. Dem Band liegt – so die Herausgeber in ihrer kurzen Einleitung – die These zugrunde, „dass jede Gesellschaft sich unter anderem über die Konstituierung von Subjektpositionen, Typisierungen und Personenbegriffen strukturiert“.<sup>1</sup> Der Blick der AutorInnen richtet sich „auf die vielfältigen Möglichkeiten der Fremd- und Selbstbeschreibung, sowie auf Identifizierungsschemata [...], mit denen man sich heute als Subjekt modellieren und ausdrücken kann; (Ideal-)Typen, die in ihrer Gesamtheit das Soziale ordnen“.<sup>2</sup> Das Buch enthält Artikel über so unterschiedliche Sozialfiguren wie die „Diva“, den „Hacker“, den „Spekulanten“, den „Dandy“, den „Single“, den „Migranten“ oder den „Voyeur“ und andere mehr. Betrachtet man neuere Publikationen an der Schnittstelle von Sozial- und Kulturwissenschaften, so lässt sich auch über diesen Band hinaus von einer kleinen Konjunktur von Texten über Typen und Figuren sprechen, denn auch in den Cultural Studies im englischsprachigen Raum, in der Sozial- und Kulturanthropologie und in der empirischen Kulturwissenschaft bzw. der Volkskunde / Europäischen Ethnologie sind zuletzt Arbeiten erschienen, die Sozialfiguren bzw. kulturelle Figuren zum Ausgangspunkt von historischen oder gegenwartsorientierten Kulturanalysen nehmen. Sie beziehen sich auf unterschiedliche theoretische Ansätze und gehen methodisch ganz verschieden vor. Sie schließen an verschiedene prominente Vorläufer aus Wissenschaft und Essayistik an, aber auch an verbreitete massenmediale Darstellungsweisen, die solche Figuren aufgreifen, erläutern und definieren: Man denke nur an die Zeitungsartikel, Blog-Texte, Fernseh-Beiträge und Bücher der letzten Jahre, die die Frage, wer oder was ein „Wutbürger“ oder auch ein „Hipster“ ist bzw. war, beantworten wollten.<sup>3</sup>

---

1 Stephan Moebius und Markus Schroer: Einleitung. In: Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. Herausgegeben von Stephan Moebius und Markus Schroer. Berlin: Suhrkamp 2010. (= edition suhrkamp. 2573.) S. 7–10, hier S. 9.

2 Ebenda, S. 8–9.

3 Vgl. zu Letzterem beispielsweise Mark Greif [u. a.]: What was the Hipster? A Sociological Investigation. New York: n+1 Foundation 2010. (= n+1 Research Branch small books series. 3.) (Deutsch: Hipster. Eine transatlantische Diskussion. Herausgegeben von Mark Greif, Kathleen Ross, Dayna Tortorici und Heinrich Geiselberger. Aus dem Amerikanischen von Niklas Hofmann und Tobias Moorstedt. Berlin: Suhrkamp 2012.



Auf den folgenden Seiten stellen wir nun einige Aspekte einschlägiger Forschungsansätze und ihrer Geschichte vor und arbeiten im Zuge dessen spezifische Perspektiven einer empirisch orientierten Kulturanalyse auf den Zusammenhang von Figuren, Figurierungen und Figurationen heraus. Dabei geht es uns vor allem um die Frage, wie sich Sozialfiguren, soziale Typen und kulturelle Figuren nicht nur als zeitdiagnostische Heuristiken benutzen lassen, anhand derer ‚handlungsentlastete‘ intellektuelle Beobachter das Feld der Gegenwart sondieren, sondern inwiefern sie auch mit alltäglichen Wahrnehmungs- und Ordnungsprozessen des Sozialen verwoben sind. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Frage, welche Rolle sie als „Identifizierungsschemata“ zwischen medialen Repräsentationen und performativen Praktiken spielen. Darüber hinaus fragen wir nach den Konsequenzen der medialen Sichtbarkeit, Verdichtung, Verwertung und Speicherung solcher Typisierungen.

Zunächst geben wir einen kurzen Abriss zu Theorie und Forschungsstand; dann vermitteln wir einen kursorischen Einblick in die Forschungspraxis, mit einem historischen Beispiel über „Wiener Typen“ vom 18. bis zum 20. Jahrhundert und einem gegenwartsethnografischen über die jugendkulturelle „Proll“-Figur. Bei alledem wird skizziert, wie Typen und Figuren über Konzepte der Figuration und der Figurierung kultur- und praxistheoretisch gefasst werden können.

Trotz einer illustren Forschungsgeschichte und der neuen Welle von einschlägigen Texten muss man zunächst festhalten, dass nicht ganz klar ist, inwiefern die Thematisierung von Typen und Figuren derzeit zum Mainstream der sozialwissenschaftlichen Forschung gehört. Die Beiträge des von Moebius und Schroer herausgegebenen Sammelbandes haben zum Beispiel keinen wirklich überzeugenden und konsistenten theoretischen Überbau – und offenkundig ist das auch gar nicht beabsichtigt gewesen; viele von ihnen sind eher als essayistische Fingerübungen verfasst denn als Forschungsbeiträge im ‚strengen‘ Sinn der Sozialwissenschaften. Ihre Zusammenstellung bleibt ein wenig erratisch. Auch das Vorgehen des US-amerikanischen Ethnologen John Hartigan, der eine ‚seriöse‘ ethnografische Monografie über die weiße Unterschicht in Detroit veröffentlichte und seine Überlegungen zur kulturellen Figur „White Trash“ in andere Texte auslagerte, deutet an, dass dieser Fokus auf Figuren als ein wenig zweifelhaft, vielleicht auch einfach als eher kultur- denn sozialwissenschaftlich zu gelten scheint.<sup>4</sup> Tatsächlich stehen die Ansätze begrifflich auf unsicherem Boden. Eine klare Terminologie, die „Typen“ und „Figuren“ unterscheiden würde, existiert zum Beispiel nicht; die Begriffe werden im Hinblick auf konkrete empirische Felder und Beispiele relativ flexibel eingesetzt und häufig synonym verwendet.

---

[= edition suhrkamp.]; Kara Simsek: Hipster. Eine Typologie. Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf 2014.

4 John Hartigan Jr.: Racial Situations. Class Predicaments of Whiteness in Detroit. Princeton [u. a.]: Princeton University Press 1999; die Aufsätze sind versammelt in: J. H.: Odd Tribes. Toward a Cultural Analysis of White People. Durham [u. a.]: Duke University Press 2005.

Ob wir nun von Typen oder von Figuren sprechen: beide Konzepte stehen bereits im Zentrum einer Reihe klassischer Texte der frühen Sozial- und Kulturwissenschaften sowie der Literatur- und Kulturkritik. Eine der berühmtesten Figuren des ausgehenden 19. Jahrhunderts stellt der bei Charles Baudelaire und Edgar Allan Poe entwickelte „Flaneur“ dar, über den später Franz Hessel, Walter Benjamin und andere ihre Phänomenologien der urbanen Moderne artikuliert haben.<sup>5</sup> Georg Simmel hat in einem prägnanten Essay die Figur des *Fremden* herausgearbeitet.<sup>6</sup> Dass dabei so häufig von „Figuren“ gesprochen wird, ist kein Zufall, sondern betont den eher zeitdiagnostischen als empirisch-sozialwissenschaftlichen/positivistischen Anspruch vieler dieser Schriften: Die Analyse von Sozialfiguren dient hier als verdichtete Zeitdiagnose der modernen Stadt bzw. der Moderne überhaupt, für die der „Flaneur“ oder der „Fremde“ emblematisch sind. Mit Alfred Schütz' Beiträgen über den *Fremden*<sup>7</sup> (1944) und den *Heimkehrer*<sup>8</sup> (1945) wird der „Typus“ dann zum Schlüsselbegriff einer soziologischen Phänomenologie mit systematischem Anspruch.

In der US-amerikanischen Stadt- und Kultursoziologie der 1920er und 30er Jahre sind ebenfalls, aber sehr viel stärker empirisch fundiert, verschiedene „social types“ thematisiert worden, so etwa bei William I. Thomas, Robert E. Park, Louis Wirth, Everett C. Hughes und – später – Howard Becker. Diese Studien waren und sind geprägt vom feldforscherischen Ehrgeiz des ethnografischen „Naturalismus“ der Chicago School der Soziologie, der das großstädtische Verhalten von Hobos, Verkäuferinnen, Einbrechern, Tanzhallen-Damen, Jazz-Musikern, Concierges und vielen anderen „Typen“ (nicht zuletzt Berufstypen) *in situ* studiert. Diese stadtsoziologisch-naturalistische Traditionslinie setzt sich bis in die Gegenwart fort. Sie zeichnet sich durch große Detailfülle und Lebensnähe aus.<sup>9</sup>

- 
- 5 Vgl. als Überblicksdarstellung etwa Harald Neumeyer: *Der Flaneur. Konzeptionen der Moderne*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999. (= Epistemata/Reihe Literaturwissenschaft. 252.) Zygmunt Bauman ist unter anderem der Figur des Pilgers und seinen modernen Nachfolgern – Spaziergängern, Vagabunden und Touristen – nachgegangen. Zygmunt Bauman: *Der Pilger und seine Nachfolger: Spaziergänger, Vagabunden und Touristen*. In: Z. B.: *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen*. Hamburg: Hamburger Edition 1997, S. 136–159.
  - 6 Georg Simmel: *Exkurs über den Fremden*. In: G. S.: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot 1908, S. 509–512. Vgl. dazu die kommentierte Textsammlung *Der Fremde als sozialer Typus. Klassische soziologische Texte zu einem aktuellen Phänomen*. Herausgegeben von Peter-Ulrich Merz-Benz und Gerhard Wagner. Konstanz: UVK 2002. (= UTB. 2358.)
  - 7 Alfred Schütz: *The stranger. An essay in social psychology*. In: *American Journal of Sociology* 49 (1944), S. 499–507.
  - 8 Alfred Schütz: *The homecomer*. In: *American Journal of Sociology* 50 (1945), S. 363–376.
  - 9 Für einen Überblick über die Traditionslinie der „character-focused studies“ v. a. in der US-amerikanischen Soziologie vgl. Jonathan R. Wynn: *The Hobo to Doormen: The characters of qualitative analysis, past and present*. In: *Ethnography* 12 (2011), Nr. 4, S. 518–542, insbesondere S. 520–524. Zur Stadt als „Menschenwerkstatt“ vgl. auch Rolf Lindner: *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*. Frankfurt am Main; New York: Campus 2004.



Was das Gegenstandsverständnis angeht, also die Frage, was für eine Art von Phänomenen ein Typus eigentlich ist, so herrschen in diesen Studien begrifflicher Pragmatismus und erkenntnistheoretischer Realismus vor: Die Autorinnen und Autoren gehen davon aus, dass die moderne Stadt solche Typen hervorbringt; dass es die Unterschiede, die sie definieren, kurz gesagt, *tatsächlich gibt*, in der wirklichen Welt, und dass die Sozialwissenschaften die so strukturierte Welt beobachten, deuten und erklären. Insofern wird auch nicht von Figuren gesprochen, sondern eben von Typen. Ähnlich verfahren die frühen Subkulturstudien der britischen Cultural Studies, die eine Galerie von Teddy Boys, Mods, Crombies, Rockern, Skinheads, Hippies u. s. w. präsentierten.<sup>10</sup> Auch außerhalb dieses soziologischen Diskussionszusammenhangs gibt es einen großen Bestand an Literatur, die in einem ‚realistischen‘ Modus die Kulturgeschichte von sozialen Typen, Sozialfiguren oder kulturellen Figuren nachzeichnet.<sup>11</sup>

Diese kurze Skizze zeigt schon, dass der Begriff des „Typus“ in der Tendenz eher auf eine klassisch soziologische, der Begriff der „Figur“ eher auf eine literarisch-idiografische Perspektive verweist, wobei es auch einen gewissen Unterschied macht, ob etwa von „sozialen“ oder von „kulturellen“ Figuren gesprochen wird. Es ist dabei nur auf den ersten Blick widersprüchlich, dass Typisierungen aus wissenschaftlicher bzw. sozialkonstruktivistischer Perspektive, also in der Nachfolge von Schütz, als ein Grundmuster der sozialen *Konstruktion* von Wirklichkeit fungieren, also *nicht* einfach in der Welt vorhanden sind, wie es die Stadt-Typen-Ethnografien suggerierten, sondern auch mentale Konstruktionsprozesse voraussetzen, die eigene Dynamiken entwickeln. Nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann liegt der „Ursprung jeder institutionalen Ordnung in der Typisierung eigener und fremder Verrichtungen“, wozu auch die „Bildung einer Rollentypologie“ gehört.<sup>12</sup> Der Soziologe Orrin Klapp hat in seinen Texten aus den 1950er Jahren, die sich mit *social*

10 Vgl. Jugendkultur als Widerstand. Herausgegeben von John Clarke [u. a.]. Frankfurt am Main: Syndikat 1979.

11 So hat etwa der Berliner Germanist Gerd Stein eine mehrbändige Anthologie herausgegeben, in der „Kulturtypen und Sozialcharaktere“ des 19. und 20. Jahrhunderts – vom „Spießer“ bis zum „Bohemien“, von der „Femme Fatale“ bis zum „Lumpenproletarier“ – vorgestellt werden. Vgl. Kulturfiguren und Sozialcharaktere des 19. und 20. Jahrhunderts. 5 Bände. Herausgegeben von Gerd Stein. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1982–1985. (= Fischer Taschenbuch. 5035–5039.) Aus der neueren Forschungsliteratur vgl. z. B. John Shelton Reed: Southern Folk: Plain and Fancy. Native White Social Types. Athens [u. a.]: University of Georgia Press 1986. (= Mercer University Lamar memorial lectures. 29.); Tim Cresswell: The Tramp in America. London: Reaktion Books 2001; Andrew Spicer: Typical Men. The Representation of Masculinity in Popular British Cinema. London: Tauris 2001. (= Cinema and society series.); Sonnet H. Retman: Real Folks: Race and Genre in the Great Depression. Durham [u. a.]: Duke University Press 2011. Weitere Literatur findet sich in Moritz Ege: „Ein Proll mit Klasse“. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt am Main; New York: Campus 2013. (Zugl. Berlin, Humboldt-Univ., Diss. 2012.)

12 Peter L. Berger und Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1980. (= Fischer-Taschenbuch. 6623.) S. 76–83, hier S. 76 und 78.

*types* und mit dem Prozess der Typisierung, des *typing*, beschäftigten, weiter darauf verwiesen, dass Typen mentale Konstruktionen sind, die den Akteuren beim kognitiven Navigieren durch instabile und sich verändernde Verhältnisse helfen.<sup>13</sup> Sie greifen neue soziale und kulturelle Phänomene in einer symbolisierten Form auf und ermöglichen so eine Verarbeitung gesellschaftlichen Wandels auf der Ebene alltäglicher Wahrnehmung und alltäglichen Handelns.

Wie aber verhalten sich nun alltägliche und analytisch-wissenschaftliche Typisierungen zueinander? Dieses Problem wird nicht nur in methodologischen Debatten virulent, sondern auch dann, wenn die Frage gestellt wird, was Typen von Stereotypen unterscheidet. Der Stereotypenforschung geht es um „unkritische Verallgemeinerungen“<sup>14</sup> und essentialistische Festschreibungen, die in Form von kulturellen Repräsentationen zirkulieren und diskursive Formationen und alltägliche Praktiken gleichermaßen strukturieren. Sind Stereotypen dann „übersteigerte“, besonders stark vereinfachende Typisierungen? Oder sind sie „Typisierungen“ in polemischen Kontexten und im Zusammenhang von Herrschaftsverhältnissen? Wo genau die Grenzen verlaufen, ist unseres Erachtens letztlich eine politische Frage; die Terminologie kann an dieser Stelle nicht widerspruchsfrei und „objektiv“ sein.<sup>15</sup> In jedem Fall hat die Debatte um solche Fragen im Kontext der Krise der ethnografischen Repräsentation an Dringlichkeit und Schärfe gewonnen, also seit die Sozialwissenschaften und insbesondere die Ethnografie (a) dem Poststrukturalismus und der Dekonstruktion begegneten, die (nicht zuletzt durch die Diskurstheorie) die „realistische“ Epistemologie infrage stellen, und (b) von verschiedenen politischen Bewegungen (Feminismus; Antirassismus; migrantische Bewegungen, vor allem natürlich im Kontext einer postkolonialen Welt) als mächtige gesellschaftliche Institutionen kritisiert werden. Sozialwissenschaftliche Ansprüche, die gesellschaftliche Wirklichkeit zu repräsentieren, seien per se fragwürdig, weil sie eine unerreichbare Objektivität postulierten und von einem Standort aus sprächen, dessen Blindfelder und Voraussetzungen sie nicht mitreflektieren. Auch Bourdieus Ausführungen über „Klassifikationskämpfe“ und seine Kritik am symbolischen Interaktionismus weisen (von einer anderen politischen und wissenschaftstheoretischen Position aus) in eine ähnliche Richtung, weil sie zeigen, welche Bedeutungen Klassifikationen und

---

13 Vgl. als zentrale Arbeiten Orrin Klapp: *The Fool as a Social Type*. In: *American Journal of Sociology* 55 (1949), S. 157–162; O.K.: *American Villain-Types*. In: *American Sociological Review* 21 (1956), S. 337–340; O.K.: *Social Types: Process and Structure*. In: *American Sociological Review* 23 (1958), S. 674–678; O.K.: *Heroes, Villains, and Fools*. Englewood Cliffs: Prentice Hall 1962.

14 Hermann Bausinger: *Stereotypie und Wirklichkeit*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 14 (1988), S. 157–170, hier S. 160.

15 Vgl. dazu u. a. Stuart Hall: „Das Spektakel des ‚Anderen‘“. In: St. H.: *Ideologie, Identität, Repräsentation*. *Ausgewählte Schriften* 4. Herausgegeben und übersetzt von Ulrich Mehlum. Hamburg: Argument Verlag 2004, S. 108–166. Zu den begrifflichen Abgrenzungsversuchen vgl. auch Jochen Konrad: *Stereotype in Dynamik. Zur kulturwissenschaftlichen Verortung eines theoretischen Konzepts*. Tönning: Der andere Verlag 2006.



Benennungen für Anerkennungsfragen haben.<sup>16</sup> Sozialwissenschaftliche Analysen konkurrieren in der Gegenwartskultur zudem mit vielen anderen Textsorten, insbesondere solchen, die im Modus der Selbstbeschreibung und des *Empowerments* verfasst sind. Wer da welche „Typen“ erstellt, benennt und repräsentiert, ist in diesem Zusammenhang alles andere als eine harmlose Frage.

Die neuere Hausse des *Figuren*begriffs in Büchern wie Moebius' / Schroers *Sozialfiguren der Gegenwart* hat durchaus etwas mit dieser Situation zu tun. Noch eindeutiger zeigt sich diese Konstellation in repräsentationskritischen Studien aus dem Feld der Cultural Studies, die sich mit der Konstruktion und Zirkulation von charakteristischen Figuren in verschiedenen medialen Formaten, in Literatur, Film und Populärkultur auseinandersetzen. Dazu gehören vor allem Studien, die sich mit Repräsentationen, mit Bildern und Diskursen von Figuren befassen, die meist als Konkretisierungen bzw. performative Aktualisierungen von „race, class, gender, sexuality“ verstanden werden.<sup>17</sup> Diese Studien gehen nicht davon aus, dass solche Repräsentationen einer außerdiskursiven Wirklichkeit entsprechen; ihnen wird aber tendenziell die Macht zugesprochen, die diskursiv konstituierte Wirklichkeit entscheidend zu prägen. Dabei vermeiden die Studien allerdings oftmals weitergehende Aussagen über diese Wirklichkeit, die zuweilen hinter den analysierten Texten und diskursiven Operationen verschwindet.

Keine dieser Perspektiven, die wir hier sehr zugespitzt und auch vereinfachend einander gegenübergestellt haben, ist per se richtig oder falsch. Es trifft sicherlich zu, dass der Typen-Begriff in der klassisch-naturalistischen (Stadt-)Ethnografie macht-theoretisch unterbelichtet ist, auch wenn die neueren ‚Wellen‘ der Chicago School in dieser Hinsicht vorsichtiger und reflektierter argumentieren als ihre Vorväter. Zudem lässt diese Traditionslinie bis in die Gegenwart hinein oftmals ein seltsam desinteressiertes Verhältnis zu den Medien und der populären Kultur erkennen – einige ihrer VertreterInnen agieren, als seien es allein Face-to-Face-Interaktionen und institutionelle Bedingungen, die zu Typisierungen und Figurierungen führen. Umgekehrt bestätigen diskursanalytische Studien zu kulturellen Repräsentationen, bei all ihrer Sensibilität für Macht- und Repräsentationsfragen und für die Eigendynamiken von Diskursen und medialen Formaten, oft genug nur das kritische Vorwissen der ForscherInnen und blenden die schwierige Frage nach der Bedeutung solcher Stereotypen und Repräsentationen im lebensweltlichen Zusammenhang aus. Als genealogische Kritik von Stereotypen erfüllen sie eine wichtige Funktion, dabei stellen

---

16 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. (La distinction, deutsch. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer.) Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 658.) S. 727–734; P. B.: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. (Le sens pratique, deutsch. Aus dem Französischen von Günter Seib.) Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1066.)

17 Vgl. zum Beispiel einen Text des oben bereits zitierten John Hartigan: Unpopular culture. The case of „white trash“. In: Cultural Studies 11 (1997), Nr. 2, S. 316–343; als methodologische Grundlage auch Hall, Das Spektakel des ‚Anderen‘.



sie sich aber oftmals nicht der Komplexität des praktischen Lebens und verteilen die Handlungsmacht sehr einseitig auf der Seite der ‚herrschenden‘ Repräsentationen. Hier liegt nun der Einsatzpunkt neuerer kulturwissenschaftlicher Arbeiten über Figuren, Figurierungen und Figurationen, wie wir sie in den folgenden Abschnitten vorstellen. Sie untersuchen nicht nur vermeintlich reale „Typen“ und auch nicht nur Figuren-Repräsentationen, sondern auch deren Aneignung und Umdeutung, ihre Relevanz in Selbst- und Fremdbeschreibungen und in Selbstmodellierungen, in Interaktionen und Auseinandersetzungen in der sozialen Praxis. Für diese Forschungsperspektive sind detailorientierte historische und empirisch-ethnografische Methoden entscheidend.

## 2 „Wiener Typen“ zwischen Repräsentationen und Praktiken

Das Wien Museum eröffnete im April 2013 eine umfangreiche Ausstellung zum Thema „Wiener Typen. Klischees und Wirklichkeit“,<sup>18</sup> in der die Bildtradition ‚wienpezifischer‘ sozialer und kultureller Figuren beleuchtet wurde. Ausgehend von den frühen „Kaufruf“-Serien bis hin zu neuesten Formaten populärer Kultur präsentierte die Schau eine lange Reihe von typisierenden Darstellungen, die ins kulturelle Imaginäre der Stadt Wien eingegangen und zu Versatzstücken folkloristischer Stadtrepräsentationen geworden sind: Schusterbuben und Scherenschleifer, Wäschermädel und Musikanten, italienische „salamucci“ und kroatische Zwiebelhändler, Fiaker, Maronibrater und Pompfüneberer. Die gezeigten Druckgrafiken, Porzellanfiguren, Bilderbogen, Fotografien und Filmausschnitte bieten sich an, um eine kritische Ikonografie städtischer „Volkstypen“ zu betreiben und diese semio-logisch und ideologiekritisch zu durchleuchten: Inwiefern wird hier eine soziale Wirklichkeit der unteren Schichten, des städtischen Straßenlebens, in Form feststehender, typisierender Bilder ‚eingefroren‘? Wie wurden die Straßenfiguren, die es so und ähnlich auch in anderen Städten gab, zu spezifischen „Wiener Typen“? Und wie verbanden sich die Bilder mit einem relativ kohärenten, nostalgischen Diskurs von „Alt-Wien“, der besonders zur Zeit der Stadtpolitik unter dem christlichsozialen Bürgermeister und antisemitischen ‚Stadtpatriarchen‘ Karl Lueger die Brüche der gesellschaftlichen Modernisierung begleitete?<sup>19</sup>

Die Repräsentation von „Volkstypen“ in populären Bildwerken war schon Ende des 17. Jahrhunderts in nahezu allen europäischen Metropolen verbreitet. „Kaufruf“-Serien wie die „Cris de Paris“, die „Cries of London“ oder die neapolitanischen „Figure della Strada“ präsentierten – wie später die Wiener „Zeichnungen nach dem gemeinen Volke“ – in bunten Bilderbogen die prekäre Straßenökonomie der „unter

18 Vgl. den Ausstellungskatalog Wiener Typen. Klischees und Wirklichkeit. 387. Sonderausstellung des Wien Museums, Wien Museum Karlsplatz, 25. April bis 6. Oktober 2013. Herausgegeben von Wolfgang Kos. Wien: Brandstätter 2013.

19 Die folgenden Passagen basieren auf zwei andernorts publizierten Beiträgen zum Thema: Jens Wietschorke: Die Stadt als Tableau. Zur kulturellen Konstruktion der „Wiener Typen“. In: Ebenda, S. 26–31; J. W.: Urbane Volkstypen. Zur Folklorisierung der Stadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Volkskunde 110 (2014), S. 215–242 (im Druck).



Ausruffung öffentlich Handtierung treibende[n] Menschen-Klasse“.<sup>20</sup> Diese Klasse aber war das Produkt einer bestimmten Klassifikationspraxis: Wie in den botanischen und zoologischen Tableaux des schwedischen Naturforschers Carl von Linné traten hier die Händler und Kleinhandwerker nebeneinander ins Bild und ermöglichten einen phänomenologisch-vergleichenden Blick auf die Figuren und Kuriositäten der städtischen Unterschicht. In typisierenden Einzelansichten, unterschieden durch Kleidung, Haltung und die mitgeführten Waren, bildeten sie gleichsam eine „Naturgeschichte“ der Großstadt ab. Der taxonomische Blick dieser Darstellungen entsprach einer epochalen Ordnung des Wissens, die Michel Foucault als „klassische Episteme“ beschrieben hat<sup>21</sup> und die sowohl die Perspektive auf die Natur als auch auf die ständisch gegliederte Gesellschaft des 18. Jahrhunderts bestimmte. Schon die Darstellungsform des Tableaus bestätigte die ständische Gesellschaftsordnung als eine „natürliche“ Ordnung: Durch ihre Techniken der Typisierung und Reihung zeigen die spätaufklärerischen Bildwerke eines Johann Christian Brand (Wien 1722 – Wien 1795) oder Jakob Adam (Wien 1748 – Wien 1811) die Gesellschaft als ein prästabiliertes System von Einzelementen. Das soziale Unten wurde in Bilderfolgen zerlegt, um es als Teil eines harmonischen Ganzen auszuweisen.

Hier werden auch bereits die zentralen Prinzipien der visuellen Konstruktion von Volkstypen deutlich: Isolierung und Dekontextualisierung, Ethnisierung und Folklorisierung, Kulturalisierung und Naturalisierung. Indem ganze Berufszweige durch eine Reihe einzeln dargestellter Figuren repräsentiert werden, geraten ihr gesellschaftlicher Kontext und ihre kollektive Geschichte aus dem Blickfeld. Systematisch blenden die Kaufruf-Darstellungen das Geflecht sozialer und ökonomischer Beziehungen aus, das die ins Bild gesetzten AkteurInnen und ihre urbanen Alltagspraktiken erst konstituiert. Stattdessen werden die dargestellten Personen als ‚natürliche‘ Charaktere vorgestellt, die scheinbar schon immer da gewesen sind und in dieser Geschichtslosigkeit für das „einfache Volk“ stehen. Die moderne Stadt wird nicht als komplexes und konflikthafte soziales Spannungsfeld, sondern als kulturelles Universum menschlicher Originale und kuriose Berufsgruppen imaginiert – eine Schaubude „ethnischer“ und „folkloristischer“ Typen. So wirkt die dekontextualisierte Sozialfigur – um mit Roland Barthes zu sprechen – „wie ein magisches Objekt, das vor mir auftaucht ohne jede Spur der Geschichte, die es her-

---

20 Ferdinand Cosandier, zitiert nach Hubert Kaut: *Kaufrufe aus Wien. Volkstypen und Straßenszenen in der Wiener Graphik von 1775 bis 1914*. Wien; München: Jugend & Volk 1970, S. 61.

21 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. (Les mots et les choses, deutsch. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen.) Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971, S. 31–266. Vgl. dazu auch Moritz Ege: *Von Königin bis Katzendieb. Klassen und Rassen in Mayhews Taxonomie von Armen und Armut in London*. In: *Die Zivilisierung der urbanen Nomaden. Henry Mayhew, die Armen von London und die Modernisierung der Lebensformen*. Herausgegeben von Rolf Lindner. Münster [u. a.]: LIT 2005. (= *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge*. 35.) S. 43–62.



vorgebracht hat“.<sup>22</sup> Nach Barthes sind die modernen „Mythen des Alltags“ dadurch gekennzeichnet, dass sie Geschichte in Natur verwandeln<sup>23</sup> – oder besser: dass sie den Dingen ihre konkrete Geschichte nehmen und an deren Stelle den Schein von Natürlichkeit setzen. Sichtbar ist nicht mehr ihr kontingentes historisches Gewordensein, sondern nur noch ihre vermeintliche Wesenhaftigkeit. So wird der Mythos zu einer „entpolitisierten Aussage“<sup>24</sup> und die Typen-Darstellungen bilden insofern Paradebeispiele für einen Mythos nach Barthes, als die Bildserien in ihrer visuellen Evidenz wesentlich darauf ausgerichtet sind, die realen Herrschaftsverhältnisse vergessen zu machen, denen sich ihre Motive verdanken.

Aus einer solchen Perspektive erscheinen die „Wiener Typen“ als zugespitzte Repräsentationen der sozialen Welt, die ihre Ordnung durch die genannten, ineinandergreifenden ‚ideologischen‘ Operationen der Isolierung und Dekontextualisierung, der Ethnisierung und Folklorisierung sowie der Kulturalisierung und Naturalisierung sozialer Verhältnisse gewinnt.

Wie unsere einleitenden Bemerkungen zur Theorie der sozialen Typen verdeutlicht haben, hat eine solche semiologische und ideologiekritische Perspektive aber auch ihre Grenzen. Sie bleibt figurierungstheoretisch zu ergänzen. Denn wir sollten nicht annehmen (was in solchen Perspektivierungen zu leicht geschieht), das analytische Unterfangen bestünde allein darin, gleichsam hinter den ‚falschen‘ und ‚verzerrenden‘ Bildern eine ‚echte‘ soziale Wirklichkeit freizulegen. Eine solche Annahme transportiert implizit auch der Untertitel der Wiener Ausstellung: dass es hier um „Klischees“ geht, denen die „Wirklichkeit“ gegenübersteht, wobei der historischen Analyse die Aufgabe bleiben würde, beides miteinander abzugleichen. Im Sinn der kulturwissenschaftlichen Figuren- und Figurierungsanalyse, für die wir uns hier stark machen, sollten auch die „Bilder“ und „Klischees“ als elementarer Bestandteil der gelebten, komplexen Wirklichkeit verstanden werden. Hier stellen sich neue Fragen: Wie werden verfügbare mediale Bilder in der praktischen Aneignung der sozialen Welt eingesetzt, in Umlauf gebracht und ausgehandelt? Wie strukturieren soziale Typen als Kondensate von Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen ihrerseits Praktiken?

Es ist nicht einfach, solche Fragen auf der Grundlage historischer Bild- und Textquellen zu beantworten. Wichtige Hinweise erhalten wir, wenn wir die vorhandenen Repräsentationen heuristisch möglichst konsequent auf die mit ihnen verknüpften Praktiken hin befragen. Ein naheliegendes Beispiel liefern die „Wiener Typen“-Serien des Wiener Fotografen Otto Schmidt (Gotha 1849 – Wien 1920), deren erste Ausgabe in der historischen Ausstellung der Stadt Wien 1873 gezeigt wurde. Im Hinblick auf den Konstruktionsprozess der Typen sind sie auch deshalb besonders

---

22 Roland Barthes: *Mythen des Alltags*. (Mythologies, deutsch. Aus dem Französischen von Helmut Scheffel.) Frankfurt am Main: Suhrkamp 1964. (= edition suhrkamp. 92.) S. 107.

23 Vgl. ebenda, S. 113.

24 Ebenda, S. 131.



aufschlussreich, weil Schmidt als Erster die Ikonografie der früheren Darstellungen auf das neue Medium der Fotografie übertragen hat. Dabei entstanden die meisten seiner Bilder zwar mit ‚authentischen‘ Modellen, aber eben doch als Atelieraufnahmen in ebenso malerischer wie gemalter Kulisse. Der Feuilletonist Friedrich Schlögl schrieb über die Schmidtschen Serien:

„Und so treten uns denn, nicht als Phantasiebilder, sondern in lebendigster Treue, die markantesten Gestalten, wie sie das Wiener Pflaster trägt, fast grüßend entgegen. Wir haben sie tausendmal gesehen und können die frappante Ähnlichkeit des Porträts, wie den ganzen ‚Habitus‘ des und der ‚zum Schreien Getroffenen‘ beschwören. Das sind wahrhafte ‚Wiener Typen‘.“<sup>25</sup>

Ganz nebenbei benennt Schlögl hier das Prinzip, das die Wiedererkennbarkeit der Darstellungen garantiert: Man hatte sie schon tausendmal gesehen, und zwar ebenso „in natura“ wie auch in den älteren Grafiken; sie reproduzierten habituelle Muster, die als ‚lebendige‘ Formate abrufbar waren. Original und Kopie gingen hier bruchlos ineinander über; Schmidts Bildinszenierungen folgten den Konventionen der „Kaufruf“-Serien und schlossen eng an die durch sie vorgeprägten Sehgewohnheiten an. Die von der Straße angeworbenen Protagonisten seiner Aufnahmen wurden – in einer merkwürdigen Weise als „Kopien ihrer selbst“ – zu Komplizen bei der professionellen Verfertigung von „Wiener Typen“ und ihrer Etablierung als kulturelle Figuren.

Aus dieser Sicht haben wir es bei der Analyse von „Wiener Typen“ mit einer permanenten Verflechtung medialer Formate und sozialer, performativer Praktiken zu tun: mit einer zirkulierenden Bewegung zwischen Straße und Bühne, Texten und Bildern, Verhaltensweisen und populärkulturellen Adaptionen, in deren Verlauf die fixierten Figurenarsenale der Kaufrufe zu Tableaux vivants wurden – und umgekehrt. „Ihre Haltbarkeit“ – so Christian Rapp – „erhielten die ‚Wiener Typen‘ durch die unablässige Umwandlung von realen in fiktive Figuren“.<sup>26</sup> Das beginnt mit den „Kaufrufen“, mit denen die Straßenhändler ihre Waren und Dienstleistungen anpriesen, sich aber gleichzeitig auch selber im Sinn einer Marke mit Wiedererkennungswert präsentierten. Mit der beschleunigten Moderne Ende des 19. Jahrhunderts gewannen diese Techniken der Selbstvermarktung über „Tradition“ an Bedeutung. Zusammen mit der Ware wurde nun immer mehr die Idee der ‚echten‘ und ‚authentischen‘ Volkskultur mitverkauft. Utz Jeggle und Gottfried Korff haben in ihren Analysen der *Kulturökonomie* im Zillertal beschrieben, wie die dortigen Wanderhändler schon früh damit begannen, ihr Warenangebot – Hausmittel, Öle,

---

25 Zitiert nach Kaut, *Kaufrufe aus Wien*, S. 93–94.

26 Christian Rapp: *Wiener Typen. Zu Erfindung und Karriere eines Soziotops*. In: *Alt-Wien. Die Stadt, die niemals war*. 316. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. November 2004 – 28. März 2005. Herausgegeben von Wolfgang Kos und Christian Rapp. 2., überarbeitete Aufl. Wien: Czernin 2005, S. 142–150, hier S. 147.

Handschuhe – mit dem Versprechen von Tiroler Authentizität zu würzen.<sup>27</sup> Ludwig von Hörmann berichtet in seinem Buch über *Tiroler Volkstypen* von 1877 darüber: „Es mag wohl kaum eine Residenz und einen Hof in Europa geben, wo diese Händler nicht zusprachen und sich ihr historisches ‚Du‘ und ihre raffiniert ausgebildete derbe Naivität mit klingender Münze bezahlen ließen.“<sup>28</sup> Auf diese Weise trugen die Tiroler „nicht nur ihre Handschuhe, sondern auch sich selbst zu Markte.“<sup>29</sup> Wenn aber, wie Jeggle und Korff weiter schreiben, „das Tirolertum als Verpackung ebenso notwendig war wie die Ware selbst“,<sup>30</sup> dann lag es nahe, die Präsentation eines „idealen Tirolertyps“ zur Hauptsache zu machen. An prominenten Selbstvermarktern wie der Sängerfamilie Rainer lässt sich der Übergang vom Handschuhhandel zum „Liederhandel“ ablesen<sup>31</sup> – und damit die Produktion des „Zillertalers“ als Marke.

Bezieht man diese Überlegung auf die Geschichte der „Wiener Typen“, so wird nochmals deutlich, dass die Herausbildung von „Volkstypen“ alles andere als nur eine Sache der bürgerlichen Klischeeproduktion war, sondern immer auch eine der Selbstinszenierung bzw. Selbsttypisierung der Händler und Kleinhandwerker. Je bekannter und verbreiteter die grafischen „Wiener Typen“-Serien waren, desto attraktiver muss es den kleinen Handwerkern und Gewerbetreibenden erschienen sein, selbst als „Wiener Typen“ aufzutreten, um Werbung in eigener Sache zu machen. Manche Dienstleistungsbranchen haben sogar nur deshalb bis heute überlebt, weil sie die Substanz ihrer Dienstleistung – ganz ähnlich wie die Zillertaler „Liederhändler“ – ausgetauscht haben. So ist der eigentliche Zweck der Fiaker – die Personenbeförderung – im Laufe des 20. Jahrhunderts durch einen anderen Zweck ersetzt worden: Die Kutscher verkaufen heute weniger eine Transportleistung, sondern immer auch das eigene Rollenspiel als Versatzstück eines Stadtmythos.<sup>32</sup> Ein Rollenspiel, das – so wäre aus subjektivierungstheoretischer Sicht hinzuzufügen – fallweise mehr oder weniger flexibel ist, mehr oder weniger internalisiert wird, sodass auch hier keine klaren Grenzen zwischen „Klischee“ und „Wirklichkeit“ eingezogen werden können.

In seinen Arbeiten über soziale Typenbildung hat Orrin Klapp auf den grundlegenden sozialpsychologischen Vorgang des *self-typing* durch Rollenmodelle hingewiesen. Selbsttypisierung ist nach Klapp ein wichtiges Moment sozialen Verhaltens und persönlicher Orientierung und bestimmt dieses Verhalten wiederum mit: „For example, a person may think of himself as a tough guy or a good Joe or a smart opera-

27 Vgl. Utz Jeggle und Gottfried Korff: Zur Entwicklung des Zillertaler Regionalcharakters. Ein Beitrag zur Kulturökonomie. In: Zeitschrift für Volkskunde 70 (1974), S. 39–57.

28 Ludwig von Hörmann: *Tiroler Volkstypen* (1877), zitiert nach ebenda, S. 42.

29 Ebenda.

30 Ebenda, S. 44.

31 Vgl. dazu ebenda, S. 44–47.

32 Zur Figur des Fiakers vgl. Sándor Békési und Martina Nussbaumer: Die Gondolieri Wiens oder die „Wienerischsten aller Wiener“. Zur Karriere der Fiaker im symbolischen Inventar der Stadt. In: *Wiener Typen. Klischees und Wirklichkeit*, S. 178–187.



tor; seeing himself in such a role, he will reject suggestions and group-memberships inconsistent with his self-type and, conversely, he will seek those which build up his self-type“.<sup>33</sup> Dabei entstehen Typen – wie die bei Klapp genannten US-amerikanischen Heldenfiguren, aber auch die „villain and fool types“ – im Wechselspiel aus medial vermittelten Bildern und performativem „(re-)enactment“. Im Falle der Wiener Typen ist kaum zu entscheiden, wo genau die später tradierten Bilder ihren Ursprung haben. Festzuhalten bleibt, dass Figurierungspraktiken sich in kulturellen Repräsentationen wie Bildern, Texten, Liedern u. s. w. niederschlagen und von diesen wiederum angeregt und geformt werden. Typen sind demnach keine leblosen Konstrukte, sondern immer auch Rollen- und Identitätsangebote sowie identitäre Praktiken, die auf der Bühne des Sozialen praktisch wirksam sind. Die Inszenierung des „Wienerischen“ ist nicht nur Sache der professionellen Sittenschilderer, der Heurigen- und Volkstheater, sondern eine differenzierte (selbst-)typisierende Praxis, an der viele Akteure in der Stadt aktiv beteiligt sind. Eben das macht es unmöglich, hier eindeutig zwischen „echt“ und „künstlich“, zwischen „Original“ und „Kopie“ zu unterscheiden. So vermerkte Felix Salten einmal, die Leute hätten vom populären österreichischen Charakterdarsteller, Komödianten, Couplet- und Operettensänger Alexander Girardi (Graz 1850 – Wien 1918) gelernt, „wie man wienerisch ist und haben es nachher kopiert.“<sup>34</sup> Schließlich spielte auf den Straßen der Stadt „jeder zweite junge Herr [...], jeder Fiakerkutscher, jeder Briefbote, jeder Spießbürger eine Girardi-Rolle“.<sup>35</sup>

Für eine empirisch dichte Analyse konkreter Figurierungspraktiken im Zusammenhang mit den „Wiener Typen“ und den Performanzen des „Wienerischen“ im 19. und frühen 20. Jahrhundert fehlt vorläufig das Material; dazu wäre eine ethnografische Nahperspektive nötig, die in der historisch-archivalischen Forschung so nicht eingenommen werden kann. Während es hier also bei Andeutungen bleiben muss, können wir am folgenden Beispiel – einer Gegenwartsethnografie Berliner Jugendkultur – zeigen, wie der komplexe Prozess aus Selbst- und Fremdzuschreibungen, medialen Repräsentationen und differenzierenden Praktiken empirisch in den Blick genommen und theoretisch formuliert werden kann.

### 3 „Ein Proll mit Klasse“. Figurierungspraktiken unter Berliner Jugendlichen

„Ich bin auch nur ein Proll, aber ein Proll mit Klasse“, erzählte der 20-jährige Yusuf, Verkäufer in einem Streetwear-Geschäft in Berlin. Vorher hatten ein Kollege und

33 Klapp, *Social Types*, S. 676.

34 Felix Salten: *Das österreichische Antlitz. Essays*. Berlin: S. Fischer 1910, S. 148.

35 Ebenda, S. 150. Zu Alexander Girardis immenser Bedeutung für die Wien-Folklore vgl. Marion Linhardt: Ein „neuer“ Raimund?! Alexander Girardis Rolle für die Alt-Wien-Rezeption um 1900. In: *Nestroyana* 26 (2006), S. 165–184; M. L.: *Residenzstadt und Metropole. Zu einer kulturellen Topographie des Wiener Unterhaltungstheaters (1858–1918)*. Tübingen: Niemeyer 2006. (= *Theatron. Studien zur Geschichte und Theorie der dramatischen Künste*. 50.) S. 167–202.

er dem Ethnografen, der sich mit ästhetischen Differenzen und sozialen Ungleichheiten unter jungen Männern befasste, ausführlich über „Möchtegern-Gangster“ berichtet, die oft als „Prolls“ bezeichnet würden.<sup>36</sup> Der Ethnograf fragt Yusuf, was er unter dem Wort versteht:

„Ah, was heißt Proll? Also ich finde, ich bekenne mich als Proll. Ich bin auch ein Proll, ich hab kein Problem damit, Prolet zu sein.“ Er erläutert: „Prolet zu sein bedeutet, für mich, ähm, wie sagt man das, also ... Primitiv, nicht primitiv aufzufallen, sondern ... Es ist schon eine primitive Art und Weise, sich darzustellen. So, halt ... Prolet-, proletarisch darzustellen, heißt das, glaube ich, ja auch.“ Zur Illustration nennt er Stilisierungspraktiken, die auf einen Gestus des Auffallen-Wollens verweisen: „Proll, jetzt, wenn ich jetzt eine silberne, dicke, silberne Kette habe, ich habe auch eine dicke, silberne Kette, die ich gerne trage, und ich zeig mich gerne halt, in der Öffentlichkeit. Und das ist proletenhaft.“<sup>37</sup>

Für Yusuf, und für viele andere Jugendliche in Berlin um 2008 auch, ist der „Proll“ ein heiß umstrittenes Phänomen, aber auch eines, das man ‚wissend‘ ironisiert und in eine Galerie von popkulturellen Figuren wie „Atzen“ und „Gangster“ einordnet. Das *self-typing* im Sinn Klapps<sup>38</sup> ist hier, wie das Zitat zeigt, mit Konsum-Präferenzen und -Praktiken verbunden (mit bestimmten Marken wie der Jeansfirma Picaldi oder Jacken von Alpha Industries und mit Silberketten, aber eben auch dem Ausstellen dieser Dinge), mit einer Antizipation von Fremdbildern bzw. Stereotypen, mit einem komplexen Wechselspiel von Etikettierung und Stilisierung. Die Proll-Figur ist in den Medien präsent: im Fernsehen, im Radio, auf Websites, wo über „Prolls“ gesprochen und geschrieben wird, vor allem aber auch in der Popkultur im engeren Sinne, in Rap-Songs/Tracks, die von außen gelegentlich als „Proll-Rap“ bezeichnet werden und in denen sich Rapper immer wieder selbst als „Prolls“ bezeichnen. Bushido, der bekannteste deutsche Rap-Künstler, spricht in einem seiner größten Hits, *Sonnenbank Flavor*, zum Beispiel von der „Proll-Schiene“, auf der er sich bewegt.<sup>39</sup> Dazu gehören unter anderem, was das Aussehen und die Kleidung angeht, stark gebräunte Haut, Lederjacken, bestimmte Jeans und Sneakers. In diesem Sinn steht die „Proll-Schiene“ für eine attraktive, gewissermaßen charismatische Figur. In vielen Modegeschäften, in die die ethnografische Forschung führte, fragen jugendliche Kunden zum Beispiel immer wieder nach der „Jacke von Bushido“. Auch andere bekannte Berliner Rapper beziehen sich auf das „Proll“-Etikett: Sido zum Beispiel bezeichnet sich in *Straßenjunge* als „asozialer Proll und Prolet“; Fler meint

36 Die folgenden Passagen basieren auf der Doktorarbeit des Autors, vgl. Ege, „Ein Proll mit Klasse“. Die Beobachtungen und Zitate aus Gesprächen sind im Zuge einer Feldforschung (2007–2009) entstanden. Ähnliche empirische Befunde finden sich u. a. bei Stefan Wellgraf: Hauptschüler. Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung. Bielefeld: transcript 2012. (Zugl. Frankfurt an der Oder, Europa-Univ. Viadrina, Diss. 2011.)

37 Alle zitiert nach Ege, „Ein Proll mit Klasse“, S. 440.

38 Klapp, Social Types.

39 Bushido: Sonnenbank Flavor, erschienen auf: Von der Skyline zum Bordstein zurück. Label erstguterjunge/Universal 2006.



in einem seiner Stücke, er werde als „Proll“ wahrgenommen, was zunächst offenbar eine Beleidigung ist, dann aber wie ein Abzeichen getragen wird.<sup>40</sup>

Präsent ist der „Proll“ aber auch in der alltäglichen Kommunikation, im Übereinander- und Miteinander-Reden. Oft wird er hier im Sinn einer „negativen Klassifikation“ gebraucht.<sup>41</sup> Aus der Sicht des typisierungsrealistischen Alltagsdenkens sind „Prolls“ in der außermedialen Welt schlicht vorhanden: es „gibt“ eben „Prolls“, und davon nicht wenige, wie es eben auch andere soziale Typen „gibt“. Freilich gehören solche Typisierungen eher zum Bereich der informellen Kommunikation, des Gesprächs unter seinesgleichen, außerhalb offiziöser Anlässe. Bei letzteren, in der Schule und Universität zum Beispiel, wird der Typisierungsrealismus oftmals hinter den sozial erwünschten Vorbehalten gegen das ‚Schubladendenken‘ verborgen. Ob es sich bei „Prolls“ um „deutsche Deutsche“ oder um „Migranten“ handelt, ist für Yusuf an dieser Stelle übrigens nicht entscheidend, aber das Wort „Proll“ wird oft auch als eine Art Euphemismus verwendet, um über Gruppen migrantischer bzw. postmigrantischer Jugendlicher in einer abschätzigen und von Verachtung geprägten Weise zu sprechen, die schnell als rassistisch gälte, würde sie in einem expliziter auf ethnische Kategorien abzielenden Vokabular vorgebracht. Zudem liegt die klas-sengesellschaftliche Etymologie mehr oder weniger offen zutage. Yusuf hat, wie er erzählt, in der Schule das eine oder andere über die Geschichte der Arbeiter und des Proletariats gelernt, aber er meint, dass es bei den heutigen Verwendungen des Wortes letztlich um etwas anderes gehe, nämlich um einen Stil – auch wenn er gleichzeitig sagt, dass der „proletenhafte“ Stil weiterhin auch etwas mit dem „gemeinen Volk“ zu tun habe.

Was nun das Inhaltliche betrifft, die kulturelle Semantik, so kann „Proll“, aus der Perspektive von Yusuf und vielen anderen, je nach Wortverwendung und Kontext unterschiedliche Bedeutungen haben. Zwei seien hier besonders betont: Erstens heißt „Proll“-Sein, typische Einstellungen und Eigenschaften aufzuweisen, also gewissermaßen einen psychosozialen Typus zu verkörpern. Wie es Ulrike, eine 20-jährige Verkäuferin in einem für den Berliner „Gangsta-Style“ (oft auch als „Proll“-Style bezeichnet) wichtigen Jugendmodegeschäft, formuliert: „Ja einfach Angeber, die sich halt für wat besseret halten. Die hier rin kommen und praktisch von oben auf dich herabgucken.“<sup>42</sup> Im Kern geht es an dieser Stelle darum, mit einem übersteigerten (männlichen) Selbstbewusstsein und einem grobschlächtigen Auftreten über die eigene Unwissenheit hinwegzutäuschen beziehungsweise für letztere überhaupt kein Sensorium zu erkennen zu geben. Auch unter den Figuren der populären Kultur, von Fernsehserien, Filmen und eben der Popmusik, finden sich viele Verkör-

40 Sido: *Straßenjunge*, erschienen auf: *Ich. Aggro Berlin* 2006; Fler: *Deutscha Bad Boy*, erschienen auf: *Fremd im eigenen Land. Aggro Berlin* 2008.

41 Vgl. Ferdinand Sutterlüty: *In Sippenhaft. Negative Klassifikationen in ethnischen Konflikten*. Frankfurt am Main; New York Campus 2010. (= *Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie*. 14.)

42 Zitiert nach Ege, „Ein Proll mit Klasse“, S. 255.



perungen dieses Typus, von Tom Gerhardt bis Dieter Bohlen – ähnliches gilt für den „Proll-Diskurs“ im Zeitungsfeuilleton, der an solchen Figurierungen beteiligt ist.<sup>43</sup> Auch Yusuf verwendet das Wort zunächst in einem ähnlichen Sinn, und es ist ihm damit durchaus ernst, denn er ist von „solchen Leuten“ tatsächlich genervt, obwohl er sich selbst auch „irgendwie“ dazuzählt, wenn auch mit einem kleinen Unterschied, eben der „Klasse“, die er ausstrahlt.

Fraglos ist die Betonung des „Prolligen“ in Berlin kein geschichtsloses Phänomen, vielmehr schließt die Bezeichnung gerade hier auch an ältere Bilder des ‚wahren‘ Berliners an, die der Behauptung, als „Proll“ verkörpere man in besonderem Maße den Geist der Stadt, eine gewisse Plausibilität verleihen. Sichtbar wird hier also auch ein stilisierter städtischer Habitus, lokale Folklore, wie sie auch am Beispiel der „Wiener Typen“ greifbar ist.

Zweitens (und hier bewegen wir uns noch deutlicher von der Ebene der massenmedialen kulturellen Repräsentationen weg und begeben uns auf die Ebene des Alltagshandelns in all seiner Komplexität): Ein „Proll“ zu sein, wird, wie das Zitat ebenfalls zeigt, im alltäglichen Sprechen oft auch als eine situative, performative Angelegenheit verstanden: „Den Proll raushängen lassen“ oder „rumprollen“, wie es oftmals heißt – solche Formulierungen verweisen auf sprachliche, gestische, verhaltensmäßige Performanzen (zum Beispiel auf das Laut-Sein, auf bestimmte Posen des Männlichen und männlicher Sexualität, auf das Angeben, auf unbeherrschte Affekte, ungewohnte Direktheit u. v. m.). Sich in einer bestimmten Art und Weise zu zeigen, eine bestimmte Figur zu spielen, muss demnach nichts mit einer dauerhaften psychosozialen Disposition oder ähnlichen Festlegungen zu tun haben. In ähnlicher Weise ist in den Rap-Zitaten, die oben angeführt wurden, immer eine Differenz von Figur und Person im Spiel. Und darüber hinaus muss zwischen dem, was Stile zu besagen scheinen, und tatsächlichen Einstellungen auch keine Korrespondenz bestehen. Noch einmal Yusuf:

„Nee, das ist einfach nur eine Ansichtweise, wie man einen Menschen sieht, so. Das ist einfach nur ... Kannst du jemanden sehen, weißt du, der voll wie der übelste Proll zugehängt ist mit Ketten und bling-bling-Armbändern und Ringen überall, aber in ihm kann auch ein guter Samariter stecken, der halt gerne was für die Menschheit tut und Menschen hilft.“<sup>44</sup>

Yusufs Aussagen über „Prolls“ sind nur ein Beispiel von vielen vergleichbaren alltäglichen Deutungs- und Aushandlungsprozessen zu kulturellen Figuren und sozialen Typen, von Identifizierungen und Zuschreibungen. Ihnen nachzugehen, ermöglicht einen Blick auf gesellschaftlich-kulturelle Konstellationen der Gegenwartsgesellschaft, in der ästhetische Differenzen und soziale Ungleichheiten eng miteinander verschränkt sind, die Zuordnungsregeln aber immer wieder neu verhandelt werden. 40 % der Jugendlichen in Berlin erhielten zum Zeitpunkt der Forschung 2006

43 Vgl. dazu ebenda, S. 271–303.

44 Zitiert nach ebenda, S. 441.



staatliche Unterstützung – diese Zahl deutet schon einmal an, inwiefern hier Fragen von Verteilung und Anerkennung von Bedeutung sind. Zu den entscheidenden diskursiven bzw. gesellschaftlichen Kontexten zählte dabei auch die um 2006 ausgetragene „Unterschichtsdebatte“ in Politik und Feuilleton,<sup>45</sup> die die sozialpolitischen Verschärfungen dieser Jahre (u. a. die Reformen von Arbeitslosen- und Sozialhilfe) begleitete und legitimieren half. Auch dabei spielte die Proll-Figur eine prominente Rolle, verdichtete sich darin doch die Kulturalisierung eines Diskurses, der sich weniger um Verteilungsfragen und die Konsequenzen von Deindustrialisierung und Tertiarisierung als vielmehr um richtige und falsche Lebensweisen drehte. Solche ideologischen Auseinandersetzungen, die die Kultur des Neoliberalismus fundieren,<sup>46</sup> finden nicht nur im Register medialer Debatten statt, sondern entfalten ihre Wirksamkeit auch in alltäglichen Situationen, wie sie hier beschrieben worden sind. AkteurInnen wie Yusuf, die sich in prekären Lebensverhältnissen bewegen, werden von Fremd-Zuschreibungen wie „Proll“ und „Asi“ (Asozialer) in vielen Situationen ihres Lebens auch an einen entsprechenden Platz verwiesen. Für sie steht dabei einiges auf dem Spiel: Würde und Anerkennung, vielleicht auch eine Subjektposition, von der aus sich auf solche Zuschreibungen reagieren lässt, durch Umdeutungen/Resignifizierungen, aber auch durch offensivere Selbstpositionierungen.

Wo also findet man „den“ Berliner Proll und um was für eine Art von Gegenstand handelt es sich dabei? Zu behaupten, der „Proll“ wäre eine Sozialfigur oder ein (städtischer) sozialer Typus, der sich im Sinn einer korrespondierenden Personengruppe untersuchen ließe, hieße einen Begriff aus dem alltäglichen symbolischen Klassenkampf zur Kategorie wissenschaftlicher Analyse zu erheben. Es würde in etwa dem Ansinnen entsprechen, „Kanaken“ zu erforschen. Der britische Journalist Owen Jones spricht in einem ähnlichen Zusammenhang, der britischen „chav“-Figur, treffend von der „demonization of the working class“.<sup>47</sup> Aber auch der Weg, stattdessen eine „reale“ Gruppe mit neutralem Vokabular zu benennen (z. B. „Jugendliche aus unterbürgerlichen Schichten“ sowie „Jugendliche, deren Stil-Praxis aus der Sicht des Schulze’schen Niveaumilieus<sup>48</sup> als ‚neureich‘ gilt“), bedeutete nur eine scheinbare Lösung des begriffspolitischen Problems, denn die Figur entspricht keiner eindeutig umgrenzbaren Einheit in der Realität. Zudem geriete damit der kulturwissenschaftlich besonders wichtige Umstand aus dem Blick, dass solche Benennungen und Typisierungen bzw. Stereotypen eine Eigendynamik entfalten und Figurierungs-

---

45 Vgl. Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der ‚Armen‘ in Geschichte und Gegenwart. Herausgegeben von Rolf Lindner und Lutz Musner. Freiburg i. Br.; Berlin; Wien: Rombach 2008. (= Rombach-Wissenschaften. Edition Parabasen. 8.)

46 Vgl. dazu u. a. Jeremy Gilbert: What Kind of Thing is Neoliberalism? In: *New Formations* 80/81 (2013), S. 7–22.

47 Owen Jones: *The Demonization of the Working Class*. London [u. a.]: Verso 2012.

48 Vgl. Gerhard Schulze: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main; New York: Campus 1992. Das Niveaumilieu umfasst bei Schulze im Wesentlichen das hochkulturorientierte Bürgertum.

prozesse somit, gerade im Zusammenspiel verschiedener Wirklichkeitsebenen, zur kulturellen Reproduktion sozialer Ungleichheiten beitragen.

So können wir festhalten, dass eben diese Gemengelage die Notwendigkeit eines schärfer und differenzierter gefassten *Figurenbegriffs* illustriert – und zwar nicht nur eines Begriffs der *Sozialfigur*, der noch stark die Vorstellung einer Kongruenz von typisierendem Zeichen und typenhafter Referenz in der außersprachlichen Wirklichkeit beinhaltet, sondern (a) der *kulturellen Figur*, die sowohl das typisierte Soziale als auch mediale Repräsentationen mit einschließt. Noch spezifischer können wir (b) von *Figurierung* sprechen, von einem komplexen Prozess, in dem kulturelle Figuren entstehen, verbreitet, umgedeutet und angeeignet werden, auf verschiedenen Wirklichkeitsebenen bzw. zwischen ihnen. Etikettierungen und Stilisierungen sind dabei entscheidende Prozesse. Aus solchen Figurierungsprozessen entstehen (c) *sozial-kulturelle Figurationen* im Sinn von Norbert Elias, also Konstellationen von interdependenten Individuen und Gruppen.<sup>49</sup> Zu fragen ist, wenn es um eine Analyse von Figuren, Figurierungen und Figurationen aus einer empirisch-kulturwissenschaftlichen Perspektive geht, also: Was genau geschieht in Figurierungsprozessen, in verschiedenen Medien und im Kontext verschiedener Formen von Interaktion? Was trägt eine Figur, was trägt eine Figuration von Figuren, die sich relational bestimmen, zu sozial-kulturellen Prozessen bei? Was *tut* eine Figur wie „Proll“? Und was fangen verschiedene AkteurInnen mit ihr an?

Das angesprochene *self-typing* ist in diesem Sinn als eine wichtige Form von Figurierung zu verstehen. Als vergegenständlichte kulturelle Repräsentationen ermöglichen klar benannte kulturelle Figuren, wie John Hartigan es formuliert, ein mehr oder weniger reflektiertes, oftmals ethisch aufgeladenes *Abgleichen*.<sup>50</sup> Sprachwissenschaftlich formuliert: Die Gegenständlichkeit kultureller Figuren macht sie zu metapragmatischen Objekten. Der Linguist Asif Agha formuliert (für die Stereotypen-Theorie): „They become reportable, discussable, open to dispute; they can be invoked as social standards, or institutionalized as such; they allow (and sometimes require) conscious strategies of self-presentation; they serve as models for some individuals, counter-models for others.“<sup>51</sup> Individuelle Akteure haben ein unterschiedlich distanziertes Verhältnis zu den Figuren, an denen sie – freiwillig oder unfreiwillig – teilhaben (in Anlehnung an die „Rollendistanz“, von der die Soziologie spricht, kann hier von „Figurendistanz“ gesprochen werden). Yusuf führte das in den Zitaten und den beschriebenen Szenen eindrucksvoll vor.

---

49 Vgl. Norbert Elias: Was ist Soziologie? Weinheim: Juventa 2004. (= Grundfragen der Soziologie.); N. E.: Etablierte und Außenseiter. (The established and the outsiders, deutsch. Aus dem Englischen von Michael Schröter.) Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002. (= Norbert Elias: Gesammelte Schriften. 4.)

50 Vgl. Hartigan, *Odd Tribes*, S. 16.

51 Asif Agha: Stereotypes and registers of honorific language. In: *Language in Society* 27 (1998), Bd. 2, S. 151–194, hier S. 152.



Besonders wichtig sind in diesem Zusammenhang, wie überhaupt in jugendkulturellen Zusammenhängen, Prozesse der *Stilisierung*. Stilisierung meint, im Sinn der Sozialwissenschaften, nicht allein alltagspraktische Ästhetik bzw. ästhetische Alltagspraktiken, sondern die wissende und auch versprachlichte Orientierung an einem sozialen Typus (bzw. an einer Figur), wie Jannis Androutsopoulos festhält: „Stilisieren bedeutet, sich selbst oder eine fiktionale Figur als Mitglied einer sozialen Kategorie zu präsentieren und zu diesem Zweck spezifische sprachliche und sonstige semiotische Mittel einzusetzen.“<sup>52</sup> Beispiele dafür bietet das „Switchen“ zwischen verschiedenen Sprachvarianten, hier vor allem zwischen einem unmarkierten Standard-Deutsch und markierten Formen, die Yusuf zum Beispiel als „Kanaken-Deutsch“ bezeichnet, oder auch dem Berlinischen, das mit „echten Berliner Atzen“ verbunden wird (ein Dialekt-Wort für „Kumpel“, mit Assoziationen des Unterschichtlichen, zunehmend auch eine popkulturelle Figur). Diese sprachlichen Register werden oft auch als „prollig“ benannt. Das „Rumprollen“, die performativen Varianten des „Prolligen“, meint solche bewussten Stilisierungen; in der Popkultur werden immer wieder solche Stilisierungen vorgeführt, sowohl in den Massenmedien (z. B. „Reality“-Sendungen seit *Big Brother*) als auch in Jugendkultur-Genres, z. B. dem Gangsta-Rap mit seinen Inszenierungen von *realness*, die immer wieder neue Diskussionen um die Fiktionalität oder „Realität“ der Rapper-Personae in Gang setzen. Insgesamt verweist der Begriffszusammenhang der kulturellen Figur und der Figurierung also eher auf *Bühnen, Rollen, Ästhetiken, Erzählungen, Performativität* (also ein semantisches Feld des Theatralen wie bei Goffman<sup>53</sup>) als auf Individualität, Identität (im Sinn des Mit-sich-identisch-Seins), personale Innerlichkeit oder ein semantisches Feld der Wesen- und Wahrhaftigkeit. Figuren „treten auf“, sie sind das Personal von typisierten Dramen, alltäglich und massenmedial.<sup>54</sup> Sie verweisen nicht nur auf das Erleben der Welt im Sinn des strikten Realitätsprinzips, sondern auch auf imaginäre Welten, an denen wir teilhaben.

Andererseits zeigen die alltäglichen und massenmedialen Figurierungen des „Prolls“ und des „prolligen“ kulturellen Registers aber auch, dass ein allein performatives und theatrales Verständnis der Figurierungsprozesse zu kurz greift. So wäre es zum Beispiel völlig falsch anzunehmen, in diesem jugendkulturellen Feld würde ständig und von allen unbeschwert mit der Selbstzuschreibung „Proll“ hantiert und man

52 Jannis Androutsopoulos: Code-Switching in Computer-Mediated Communication. In: Handbook of the Pragmatics of Computer-Mediated Communication. Herausgegeben von Susan C. Herring, Dieter Stein und Tuija Virtanen. Berlin: De Gruyter Mouton (Online-Vorabversion) 2011, S. 322; vgl. auch Helga Kotthoff: Overdoing culture? Sketch-Komik, Typenstilisierung und Identitätskonstruktionen bei Kaya Yanar. In: Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Herausgegeben von Karl H. Hörning und Julia Reuter. Bielefeld: transcript 2004. (= Sozialtheorie.) S. 184–201.

53 Vgl. Erving Goffman: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. (The Presentation of Self in Everyday Life, ED 1959, deutsch. Aus dem Amerikanischen von Peter Weber-Schäfer.) München: Piper 1983.

54 Vgl. Ulf Hannerz: Exploring the City. Inquiries toward an urban Anthropology. New York: Columbia University Press 1980, S. 202–241.

würde sich in voller Bewusstheit von Fremdbildern und aus freien Stücken stilisieren. Viele Jugendliche, die von außen als Prolls etikettiert werden, empfinden den Begriff weiterhin als fremd, als Zuschreibung eben, und er ist nicht Teil des aktiven Wortschatzes. Gerade die Kompetenz zur Stilisierung, zum reflexiv-performativen Umgang mit Figuren des „Unterschichtlichen“, dient zudem in vielen Fällen zur Abgrenzung zwischen (der Tendenz nach) kapitalstärkeren AkteurInnen, die das „Switchen“ in verschiedenen Registern beherrschen, und denjenigen, die in ihrem als „prollig“ etikettierten Habitus gewissermaßen fixiert sind. Letztere ‚bleiben‘ im Verständnis vieler Privilegierterer dann eben „Prolls“, ob sie das nun wollen oder nicht. Ein anderer junger Gesprächspartner, Tim, der aus einer alteingesessenen Mittelschichtsfamilie kommt und ein Privatgymnasium besucht hat, formulierte es in einem Gespräch mit dem Ethnografen über die „Atzen-Sprache“, die er und seine Freunde pflegen, so: „Der Unterschied ist eben, dass wir so reden können, aber wir können auch anders, wenn wir wollen.“<sup>55</sup> Mit Blick auf (migrantische) Jugendliche im angrenzenden, weniger wohlhabenden Bezirk meint er: „Das können die nicht.“<sup>56</sup> Gerade diese Gemengelage von Flexibilisierungen und Fixierungen ist ein zentrales Element der kulturellen Reproduktion sozialer Ungleichheiten in der Gesellschaft der Gegenwart,<sup>57</sup> und sie verdichtet sich in Figurierungsprozessen und Figurationen, denen eine kritische Kulturanalyse nachgehen kann.

#### 4 Schlussbemerkungen

Das im vorliegenden Beitrag präsentierte Beispiel der „Wiener Typen“ vom 18. bis zum 20. Jahrhundert wirft die Frage auf, wie in einer historischen Kulturanalyse typisierende kulturelle Repräsentationen als Moment von Praktiken der Figurierung gelesen werden können. Dazu sind freilich Quellen notwendig, die, über die rein bildlichen Darstellungen hinaus, Schlüsse auf konkrete performative Aneignungen von abrufbaren Typen und Figuren und den umgekehrten Weg – das punktuelle „Einfrieren“ des fluiden Sozialen in der Typisierung – erlauben und das alltägliche Spiel der Distinktionen und Differenzen sichtbar machen, das hier zur Debatte steht. Eine solche Perspektive eröffnet sich in der gegenwartsethnografischen Forschung wesentlich leichter. Die in aller Kürze umrissene Analyse von Figurierungen der Proll-Figur im Kontext der Berliner Jugendkultur um 2008 schließt an die Vorgehensweise verschiedener empirisch arbeitender KulturwissenschaftlerInnen aus den Cultural Studies und der Ethnologie an, die von „Figurierungen“ sprechen, von (engl.) *figuration*. Dieser Begriff meint hier weniger das, was Norbert Elias unter „Figurationen“ versteht – nämlich ein momentan stillgestelltes „Fließgleichgewicht“

---

55 Zitiert nach Ege, „Ein Proll mit Klasse“, S. 254.

56 Ebenda.

57 Vgl. Beverley Skeggs: *The Re-Branding of Class: Propertising Culture*. In: *Rethinking Class. Culture, Identities and Lifestyles*. Herausgegeben von Fiona Devine, Mike Savage, John Scott und Rosemary Crompton. Houndsmills: Palgrave Macmillan 2005, S. 46–68.



von Beziehungskonstellationen<sup>58</sup> –, sondern er betont vor allem Prozesse der *Figurierung*, wie die deutsche Übersetzung lauten muss. Zu nennen sind hier Studien von Keith Hayward und Majid Yar, von Imogen Tyler oder Anook Nayak (über „chavs“ in Großbritannien), von Mary Weismantel (über „cholas und pishtacos“ in den Anden) und des erwähnten John Hartigan.<sup>59</sup> Hartigan argumentiert zum Beispiel überzeugend, der Begriff und damit der Forschungsgegenstand der „Figurierung“ sei dem des „Stereotyps“ (oder dem des „Labels“ / „Etiketts“ im Sinn der interaktionistischen Soziologie) vorzuziehen, da er nicht auf der Repräsentationsebene verbleibe: „[It] captures the active way people subjected to certain debasing images are able to inhabit them in complex ways that involve critique and elaboration“.<sup>60</sup> Figuration umfasse, so Weismantel und im Anschluss Hartigan, vor allem drei kulturelle Arenen: (a) stereotyp-klassifizierende Benennungspraktiken, die kategoriale Grenzen zwischen Gruppen ziehen (hier kann man dann doch wieder von „Etikettierungen“ sprechen), (b) relativ fluide und variable soziale Interaktionen in der jeweiligen lokal spezifischen kulturellen Praxis auf der ethnografischen Mikroebene, die unterschiedlich große Aushandlungsspielräume zum Vorschein bringen, wie sie hier kurz vorgestellt wurden, sowie (c) ökonomisch-strukturelle Prozesse, die sich – zum Beispiel in der Herleitung des Wortes „Proll“ vom Proletariat – historisch akkumulieren und der Fluidität der kulturellen Praxis gewisse Grenzen setzen. Mit einer solchen Forschungsperspektive auf *Praktiken der Figurierung* lassen sich die Kurzschlüsse vermeiden, wie sie etwa aus einer nur naturalistischen / realistischen oder einer nur ideologiekritischen bzw. diskursanalytisch-(de-)konstruktivistischen Sichtweise resultieren würden. Diese Perspektive lässt die simple Gegenüberstellung von Klischees und „Wirklichkeit“ also hinter sich und untersucht die soziale Wirklichkeit als einen komplexen, praktisch erfahrenen Aushandlungsort von Typen und Stereotypen in unterschiedlichen Graden von Starrheit und Flexibilität. Die permanente Aushandlung sozialer Zugehörigkeiten, Wertigkeiten und eben auch Ungleichheiten und Dominanzverhältnisse, die über Differenzierungen und Distinktionen stattfindet, muss in diesem Sinne als Prozess untersucht werden, in dem Figuren und Figurierungen eine konstitutive Rolle spielen. Eben deshalb sind sie ein wichtiger Gegenstand einer empirischen Kulturanalyse in Geschichte und Gegenwart.

---

58 Elias, Was ist Soziologie.

59 Vgl. Keith Hayward und Majid Yar: *The chav phenomenon: Consumption, media and the construction of a new underclass*. In: *Crime, Media, Culture* 2 (2006), Nr. 1, S. 9–28; Imogen Tyler: „Chav mum chav scum“. *Class disgust in contemporary Britain*. In: *Feminist Media Studies* 8 (2008), Nr. 1, S. 17–34; Mary Weismantel: *Cholas and Pishtacos: Tales of Race and Sex in the Andes*. Chicago [u. a.]: University of Chicago Press 2001. (= *Women in culture and society*.); Hartigan, *Odd Tribes*.

60 Hartigan, *Odd Tribes*, S. 16. Und weiter, mit Betonung des Aspekts der „racialization“: „If we cannot catch the figural play of images in the lives of racial subjects, then the vast reservoirs of signification that animate a figure like white trash will remain inaccessible to critical study and thus retain all of its insidious power that is mobilized in its common usage.“ Ebenda.